

Wohin der Weg führt, ist noch nicht ganz absehbar ...

sagt Prof. Dr. Peter-André Alt, Präsident der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) im Sommerinterview über die Veränderungen im Rahmen von Open Access und Open Science

Prof. Dr. Peter-André Alt spricht über seine Aufgaben als Präsident der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) und über Veränderungen, die auf Wissenschaft und Bibliotheken zukommen. Ausführlich beleuchtet er die Themenkomplexe Wissenschaftskommunikation und Publikationswesen. Das Interview führte der stellvertretende b.i.t.online Chefredakteur Reinhard Altenhöner in der Geschäftsstelle der HRK Berlin.

Was ändert sich persönlich, aber auch in beruflicher Perspektive, wenn man HRK-Präsident wird?

» **Prof. Dr. Peter-André Alt** ◀ Das kommt immer darauf an, welche Art von Universität man vorher geleitet hat, ob eine kleinere oder eine größere. Generell ist es natürlich ein Umstieg vom operativen auf das stärker strategische Geschäft. Das operative Geschäft der Hochschulleitung beruht ja auf mehreren Säulen: Man muss in Gremien argumentieren, Gruppen überzeugen, mit der Politik interagieren, mit den einzelnen Mitgliedern der Hochschule gut und vertrauensvoll zusammenarbeiten, im internationalen Feld Ziele umsetzen, Drittmittel einwerben und Sponsoren gewinnen. Vieles von dem gestaltet sich im Rahmen der Präsidentschaft für die HRK anders. Zwar bleiben die Aktionsfelder dieselben, aber im Fokus liegen die Lobbyarbeit für das Hochschulsystem gegenüber der Politik, die Sicherstellung der auskömmlichen Finanzierung, die Supervision bei Gesetzgebungsverfahren, die Beratung und möglichst gute Steuerung von Prozessen, die im Bereich der Politik mit Blick auf Programmgestaltung der Forschungsförderung und Lehrprogrammatik initiiert werden. Ich nenne das ganz bewusst Lobbyarbeit, obwohl der Begriff ja negativ besetzt ist. Im Kern heißt er nichts anderes als im Antichambre der Politik zu stehen und zu versuchen, der Politik klarzumachen, was das Hochschulsystem braucht. Die Interessen der Hochschule zu vertreten, finde ich nicht anrühlich, sondern ehrenwert. Als Zweites, das habe ich bei meinem Amtsantritt auch bewusst gesagt, liegt mir daran, einen eigenen Beitrag zum Nachdenken über die Mission des Hochschulsystems und seiner einzelnen Systemteile zu leisten. Wir müssen uns also nicht nur über die auskömmliche Finanzierung streiten und sie sicherstellen, sondern auch immer wieder neu nachjustieren, welche Aufgaben die Hochschulen in Deutschland und im Wettbewerb weltweit verfolgen und wo die Schwerpunkte liegen. Das finde ich genauso wichtig.

Sie haben von Schwerpunkten und größeren Perspektiven gesprochen. Wo könnte die Reise etwas



konkreter gefasst hingehen? Was wäre – aus einer Perspektive in fünf Jahren gedacht – ein erfolgreiches Präsidentenamt gewesen?

» **Prof. Dr. Peter-André Alt** ◀ Sicher ist der Erfolg in diesem Amt daran zu messen, wie gut und stabil die Finanzierung des Hochschulsystems gewesen ist. Auch wenn das vielleicht etwas monoton klingt: Wir müssen die Forderung nach auskömmlicher Finanzierung immer wieder neu stellen. Das schließt ein, dass das Hochschulsystem in seinen vielfältigen Aufgaben fair und angemessen durch die öffentliche Hand unterstützt wird. Das betrifft nicht nur den Bereich der Lehre, über den wir in den letzten Jahren viel gesprochen haben, sondern auch den Forschungssektor, wo wir in den Hochschulen durch die Vielfalt der Fächer Exzellenz ermöglichen. Wenn es uns gelingt, diese Vielfalt zu erhalten, dann ist auch das ein Indikator für den Erfolg. Nicht zuletzt müssen wir im internationalen Wettbewerb bestehen. Wir müssen in Europa den einheitlichen Hochschulraum weiter vorantreiben, uns gut vernetzen und sicherstellen, dass in Europa die Förderprogramme so gestaltet werden, dass wir in der Kooperation mit unseren Nachbarn

die Forschungsleistung steigern. Das beinhaltet natürlich auch Infrastrukturaufgaben. Ich würde mich gerne auch an der Frage messen lassen, wie viel die öffentliche Hand für die digitale Weiterentwicklung der Hochschulen tut. Es hat sich gerade jetzt gezeigt, wie wichtig dieses Gebiet neben dem zentralen Feld der Präsenzlehre ist. Dass wir hier vorankommen, aber auch im Hinblick auf die Großrechner-Infrastrukturentwicklung, halte ich für ganz entscheidend. Ein wichtiges Thema, das ich mir für meine Kandidatur zu einer zweiten Amtszeit, die im nächsten Jahr ansteht, gestellt habe, ist die Initiierung eines Sanierungspro-



Peter-André Alt

Jahrgang 1960, ist Literaturwissenschaftler und seit 2018 Präsident der Hochschulrektorenkonferenz (HRK). Er studierte Germanistik, Politische Wissenschaft, Geschichte und Philosophie. 1995 wurde Alt ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, zunächst an der Ruhr-Universität Bochum, danach an der Universität Würzburg und schließlich an der Freien Universität Berlin, deren Präsident er von 2010 bis 2018 war. Alt publiziert zur Literatur- und Kulturgeschichte des 17.-20. Jahrhunderts. Zuletzt erschien eine Studie zu ersten Sätzen der Weltliteratur und was sie uns verraten („Jemand musste Josef K. verleumdet haben ...“, 2020). Alt lebt in Berlin.

gramms für die Hochschulen, das wir mit dem Bund zusammen realisieren müssen. Die Länder allein können ein solches Programm wahrscheinlich nicht stemmen. Ich hoffe, dass wir auch langfristig zu einer Verabredung kommen, die eine Teilung der Lasten mit dem Bund, der diesbezüglich noch reserviert ist, ermöglicht. Wir kennen das von den außeruniversitären Forschungsbibliotheken und Museen, wo überall Sanierungsprozesse anhängig sind. Wir brauchen im Hochschulsektor Milliarden, um eine nachhaltige Sanierung zu sichern, was auch im Hinblick auf notwendige Energieeinsparungen und entsprechende ökologische Vorkehrungen auf dem Gebiet wichtig ist.

Ich möchte einen Schwenk in die Innensicht des Konstrukts HRK machen. Ihr Leitmotiv zum Einstieg

hieß „die Stimme der Hochschulen“. Nun sind die Hochschulen, die diversen Einrichtungen bis hin zu den privaten Hochschulen eine sehr heterogene Gruppe, gewissermaßen ein riesiges Orchester. Wie sehen Sie diese Aufgabe?

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Diese Metapher hat man schon oft diskutiert. Manchmal wurde kritisiert, es handele sich nicht um eine Stimme, sondern um eine Vielzahl von Stimmen. Meine Antwort darauf ist ganz klar: Die HRK ist die abgestimmte Stimme der Hochschulen. Wenn wir uns äußern, dann haben wir uns vorher abgestimmt und Ziele füreinander definiert, denen wir gemeinsam folgen. Natürlich kann man nicht über alle Ziele Einigkeit erzielen, da sind die einzelnen Einrichtungen zu vielschichtig – das Spektrum reicht von den großen Forschungsuniversitäten über die kleineren und mittleren Universitäten bis hin zu herausragenden, international renommierten Hochschulen für angewandte Wissenschaften, kleineren regionalen Fachhochschulen und künstlerischen Hochschulen. Das ist eine riesige Bandbreite in quantitativer, aber auch in inhaltlicher Hinsicht. Es existieren da unterschiedliche Interessen, aber auch vieles, was diese Unterschiedlichkeit übergreift. Hier ist die HRK entscheidend. Sie muss Positionen abstimmen, aber sie dann auch mit entsprechender Konsequenz und Durchschlagskraft vertreten. Insofern ist die Metapher weiterhin richtig, denn wenn es diese abgestimmte Stimme nicht gäbe, dann existierte nur ein sehr polyphones Konzert unterschiedlicher Stimmen. Das würde sicherlich dem Hochschulsystem als Ganzem schaden. Insofern ist es falsch zu sagen, die Vielfalt der Stimmen sei so groß, dass wir Einzelvertretungen brauchen. Das wäre sicherlich nicht der richtige Weg und ich sehe niemanden, der ihn ernsthaft gehen will.

Das bedeutet, dass Sie in Ihrer Funktion auch wichtige Aufgaben nach innen haben, nach innen meint die Abstimmungs- und Klärungsprozesse in diese vielfältige Landschaft hinein. Über welches Instrumentarium verfügt die HRK und wie gut funktioniert das?

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Die HRK operiert in einem System von Teilbereichen. Dazu gehört das System der sieben Vizepräsidenten, die für einzelne Bereiche und Hochschultypen zuständig sind. Das Präsidium funktioniert in diesem Sinne wie auch ein Hochschulpräsidium als Kollegialorgan. Wir kommen regelmäßig alle sechs Wochen zusammen und haben so die Möglichkeit, uns über die Stimmungslage in den einzelnen Institutionsbereichen auszutauschen und ihre Bedarfslagen zu ermitteln. Ansonsten sind

die einzelnen Landesrektorenkonferenzen ein wichtiger Ansprechpartner. Man muss nicht mit allen 268 Mitgliedern Telefonate führen, das geschieht über das Präsidium und über die Senatssitzungen, die mindestens vierteljährlich stattfinden und in denen die jeweils rotierenden Sprecher der Landesrektorenkonferenz zusammenkommen. Diese Sitzungen sind sehr wichtig, weil wir Informationen aus den Ländern und aus den Institutionen unserer Mitgliedschaft erhalten. Maßgeblich sind auch die Arbeitsgruppen, die von den einzelnen Vizepräsidenten geleitet werden, die im Hauptamt alle Fachhochschul- oder Universitätspräsidenten sind. Diese Arbeitsgruppen bearbeiten Themen und verfassen Papiere, die in den zweimal im Jahr stattfindenden Mitgliederversammlungen abgestimmt werden. Ich glaube, wir haben es in den letzten zwei Jahren sehr gut geschafft, diesen komplexen Arbeitsprozess effektiv zu gestalten und sicherzustellen, dass nicht in der Mitgliederversammlung Textarbeit betrieben werden muss. Wir haben Vorschaltstrukturen geschaffen, die es gewährleisten, dass man sich bei einem Dissens nicht aneinander abarbeitet, sondern klärt, wie man weiter vorgeht. Das funktioniert sehr gut.

Wie schafft die HRK eine schnelle Reaktion, also eine schlagkräftige, gut abgestimmte, aber dennoch in-time-Positionierung? Die HRK hat ja in der Vergangenheit mit dem Ruf gekämpft, eher behäbig bzw. langsam zu reagieren.

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Ich halte es für sehr wichtig, dass man, wo nötig, sehr zügig reagiert. Ich nehme mir die Freiheit, kraft Amtes dann auch in medialen Kontexten zu agieren, wenn ich es für erforderlich halte, ohne dass ich in jedem Detail meine Meinungs- oder Positionsäußerung abstimme. Das ist in der Vergangenheit auch meistens gut gegangen. Gewiss gab es Fälle, wo Widerspruch zu hören war, das bleibt nicht aus. Aber ich nehme sehr deutlich wahr, dass die 268 Mitglieder mir dieses Mandat erteilen und mir offenkundig auch zutrauen, dass ich schon das Richtige sage. Ich habe in den letzten 20 Jahren intensive Medienerfahrungen gesammelt, und ich nehme die Öffentlichkeitsarbeit sehr ernst. Sie umfasst inzwischen über 50 Prozent meines Arbeitsalltags. Gerade die Mischung aus aktuellem Tageskommentar und Zukunftsreflexion ist sehr reizvoll. Es passiert schon einmal, dass man in einer Situation nicht genau weiß, wohin die Reise geht – die aktuelle Corona-Krise dokumentiert dieses Dilemma sehr genau. Aber wir müssen als Hochschulsystem präsent

sein, wenn es um große Themen geht. Auch bei der generellen Debatte über Wissenschaftskommunikation habe ich mir daher die Freiheit genommen, mich zur Sache zu äußern.

Und auch in Richtung Europa, gerade haben Sie deutlich zur Ausrichtung der EU-Förderpolitik Stellung bezogen ...¹

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Ja, das liegt uns sehr am Herzen, wir haben ein Büro in Brüssel und sind zumal an der Förderung der Grundlagenforschung sehr interessiert.

Erfahren Sie auch auf europäischer Ebene Zuspruch?

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Europa ist ein schwieriges Terrain mit so vielen, auch institutionell komplexen Strukturen, dass selbst gestandene Hochschulrektoren hier nicht immer die Übersicht haben. Ich bin froh, dass ich auf eine sehr sachkundige Forschungsabteilung mit umfangreichem Europa-Wissen bauen kann. Es geht vor allem darum, dass wir unsere Mitglieder informieren, mit Europa-Politikern sprechen, die im Bereich Forschung engagiert sind, mit den einzelnen Kommissionen und den Direktoren der einzelnen Ressorts reden. Wir müssen sicherstellen, dass die ohnehin gegebene Tendenz in der europäischen Förderpolitik, Forschung als Querschnittsthema anzusiedeln, das im Bereich von Infrastrukturentwicklung, Agrarökonomie, Klimawandel und Gesundheitspolitik verankert wird, nicht zu weit geht. Die europäische Forschung braucht auch eine eigenständige Förderung, die unabhängig ist von Infrastruktur-Programmen.

Wenden wir uns aus aktuellem Anlass der Frage zu, welche Rolle Forschung und Wissenschaft in der Gesellschaft spielt. Das war über viele Jahre eine ständige Forderung, muss man sie noch einmal neu gewichten? Mit der Corona-Pandemie ist schließlich greifbarer geworden, dass Forschung und Wissenschaft tatsächlich auch sichtbar auf die Politik Einfluss nehmen können. Gleichzeitig ist auch der Impuls zu einer stärkeren Teilhabe von Bürger/-innen bis hin zu Citizen Science im allerweitesten Sinne stärker geworden. Kann die HRK diesen Trend zugunsten von Wissenschaft und Forschung und dem von Ihnen besonders herausgestellten Thema der auskömmlichen Finanzierung der Hochschulen nutzen?

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Ich stelle zunächst einmal fest, dass das Wissenschaftssystem der letzten Jahre enorm viel Energie und Engagement gezeigt

¹ Vgl. https://www.deutschlandfunk.de/kritik-an-der-eu-forschungsfoerderung-besser-forschung.680.de.html?dram:article_id=481325

hat, um auf diesem Gebiet voranzukommen. Wir müssen aber aufpassen, dass wir keine falschen Erwartungen wecken. Die Wissenschaft in die Gesellschaft zu tragen und Ergebnisse so zu erklären, dass auch Nicht-Wissenschaftler sie verstehen, bleibt ein extrem wichtiges Ziel. Wir müssen aber bestimmte Grenzen sehen. Citizen Science ist ein hoher Anspruch, nur dürfen wir den Bürgern nicht den Eindruck vermitteln, dass sie in sechs Wochen zu Experten der Virologie oder der Klimaforschung werden können. Die Wissenschaft ist komplex, ihre Ergebnisse sind nicht einfach in die Alltagssprache übersetzbar. Die Zeichensysteme, die Methoden und Verfahrensweisen der Wissenschaft sind schwierig, und sie können nicht immer auf ein allgemeinverständliches Niveau überführt werden. Zweitens geht es nicht nur um Aufklärung. Aufklärung ist wichtig, aber diejenigen, die sich von der Wissenschaft abgewandt haben, sich an Verschwörungstheorien beteiligen und in wissenschaftsfeindlichen Diskursen bewegen, sind nur schwer zu gewinnen. Wir müssen auch sehen, dass Wissenschaftskommunikation nicht immer nur die Konsequenz hat, dass die Leute mehr lernen und in unserem Sinne aufgeklärt werden. Wissenschaftskommunikation kann auch unerwünschte Konsequenzen haben und bei manchen Menschen zu irri- gen Schlussfolgerungen führen. Deswegen brauchen wir nicht nur Wissenschaftskommunikation, sondern auch eine Strategie, wie wir die Folgen von Kommunikation gelegentlich wieder einfangen. Wir haben gesehen, dass alle großen Forschungseinrichtungen in den letzten Jahren auf der einen oder anderen Ebene in Schwierigkeiten geraten sind, weil Themen falsch verstanden worden sind oder weil sie polarisiert haben. Da die Wissenschaft anders kommuniziert als die sozialen Medien, liegen hier Spannungen offen zutage. Ich habe daher neulich in einem Gespräch mit der ZEIT gefordert, die Wissenschaft müsse gelegentlich die öffentlichen Debatten abkühlen und entschleunigen, um eine Reflexion über Kommunikationsfolgen zu ermöglichen. Auch diese Aufgabe muss die Wissenschaftskommunikation abdecken.

Wenn es um Meinungsführerschaften geht: Muss man da nicht feststellen, dass viele Wissenschaftler diesen „Meinungsmarkt“, der Auseinandersetzung in den sozialen Medien aus sehr nachvollziehbaren Gründen scheuen?

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Ich habe in den acht Jahren als Präsident der FU bei Berufungsverhandlungen gesehen, dass die Offenheit für die Kommunikation der eigenen Forschungsergebnisse in der jüngeren Generation gewachsen ist. Ich sehe jetzt aber

auch, dass manche sich abschrecken lassen durch erhitzte Debatten, wie sie gerade jetzt im Zusammenhang mit dem Corona-Thema geführt werden. Wichtig ist aus meiner Sicht die Vielfalt der Stimmen, auch im Bereich der Wissenschaftskommunikation. Die Bürgerinnen und Bürger müssen wahrnehmen können, dass Forschung keine Einbahnstraße ist. Streit und Uneinigkeit in der Sache sind Teil des Erkenntnisprozesses und bedeuten keine Schwäche des Systems.

Ich möchte gern den Bogen weiter schlagen in Richtung Open Science. Da sind viele Themen enthalten wie beispielsweise die Reproduzierbarkeit von Forschungsergebnissen, die Transparenz von wissenschaftlichen Errungenschaften u.a.m. Und ich greife vor: Der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin geraten in neue (gesellschaftliche) Verantwortung für das, was sie etwa als Datensatz publizieren und auch für das, was sie/er möglicherweise noch nicht in die Open Science-Welt hineinstellen. Steckt dahinter grundsätzlich eine andere Herangehensweise an Ergebnisse aus der Wissenschaft, ein ganz anderer Anspruch?

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Open Science hat zwei Seiten. Beide Seiten sind in gewisser Weise revolutionär. Die eine Seite heißt: Ich kommuniziere als Experte über meine noch nicht abgeschlossenen Experimente oder Arbeitsprojekte in der Community und versuche für das Problem, das ich gerade habe, über die Verständigung mit anderen, eine Lösung zu finden. Ich bin z.B. in einer Versuchsreihe und stecke immer an der gleichen Stelle fest. Ich bin nicht sicher, ob meine Hypothese unstimmig ist oder ich irgendetwas bei meinem Experiment falsch mache. Das kommuniziere ich in die Community und erfahre von Helsinki bis Melbourne Feedback von Kollegen, die auch im gleichen Bereich arbeiten und mir sagen, ob sie dasselbe Problem haben. Das ist insofern neu, als die institutionelle Konkurrenz im Wissenschaftssystem durch offene Kommunikation aufgebrochen wird. Die zweite Ebene betrifft das, was Sie gerade paraphrasiert haben, Citizen Science. Hier geht es darum, dass Wissenschaftler gegenüber Nicht-Wissenschaftlern über ihre Arbeit reden. Ziel ist es nicht nur, Ergebnisse zu erklären, sondern auch, Prozesse zu vermitteln. Wenn man nicht nur Resultate vorlegt und stattdessen auch einmal zeigt, wie Wege in der Wissenschaft und Prozesse der Erkenntnis stattfinden, dann hat man viel gewonnen. Natürlich muss der Anspruch seriös bleiben. Unseriös wäre es, den Menschen zu suggerieren, sie könnten durch Social-Media-Kommunikation zu Experten in einem Sachgebiet werden. Und natürlich darf es kein Universalanspruch

werden, dass wir alle als Wissenschaftskommunikatoren agieren. Die Hauptaufgabe der Forschung muss es bleiben, dass sie ihre hochspezialisierte Arbeit tut. Erst danach kann sie über Erkenntnisse, Ergebnisse und gescheiterte oder gelungene Projekte sprechen. Nicht alle, die forschen, können gleichermaßen gut über ihre Arbeit sprechen. Daran ändern auch Qualifizierungsprogramme nichts, und das muss nicht zuletzt der Politik klar sein, die uns ja regelmäßig auffordert, dass wir mehr kommunizieren müssten.

Wenn wir an dieser Stelle eine veränderte Haltung, Positionierung in der Gesellschaft beschreiben, hat das nicht auch einen eminenten Einfluss auf die Infrastrukturen, der sich Wissenschaft und Forschung bedienen? Führt das Thema Open Science – die Open Access-Diskussion ist ja schon fast alt – nicht zu Veränderungen, ganz deutlich im Publikationsmarkt insgesamt, aber auch in der Rolle von Bibliotheken?

Prof. Dr. Peter-André Alt Das eine ist natürlich, dass die Qualitätskontrolle, die wichtig ist und die als Peer Review laufen muss, sich auch verändert. Man hätte es vor 30 Jahren nicht für möglich gehalten, dass man Artikel, die noch ein vorläufiges Stadium eines Forschungsprozesses dokumentieren, in dieser Vorläufigkeit ins Netz stellt, um Reaktionen zu erhal-

ten. Ich glaube nicht, dass es in Zukunft für alle Artikel gelten sollte, aber dass man auch solche provisorischen Ergebnisse vorstellt und diskutiert, ist gut. Die Forschungsprozesse sind dadurch insgesamt fluid, transparenter, offener geworden. Das ist eine wichtige Folge von Open Access. Das andere ist natürlich die Zugänglichkeit der Artikel. Die Bibliotheken erhalten eine neue Dimension als Speicher von Wissenschaft, die Repositorien bereithalten. Deswegen hat man die Universitätsbibliotheken fast überall eng mit den Digitalisierungszentren verbunden. Gerade die Publikationsplattformen zu organisieren ist eine ganz wichtige Aufgabe geworden. Das ist ein völlig neuer Prozess nach Jahrhunderten eigentlich identischer Aufgabenbestimmung, wonach Bibliotheken die Buchmaterialien für Forschung und Lehre bereitstellen und den Bestand sichern. Wir leben jetzt in einem völlig anderen System.

Wenn man diesen Wandel weiterdenkt und fragt, wie in Zukunft das Publizieren finanziert wird? Unabhängig davon, ob und in welcher Form Verlage am Publikationsgeschehen mitwirken, verändern sich ja die Wege, die bisher die Finanzströme genommen haben. Klassische Mechanismen wie Lizenzierungsvereinbarungen treten zurück, verhandelt wird un-

Dietmar Dreier

International Library Suppliers

Seit 1981 für europäische Bibliotheken erfolgreich tätig.



dreier ASPECTUS

Die Rechercheplattform für Bibliotheken
Sämtliche erwerbungsrelevante Fakten auf einen Blick

- Abbildung aller verfügbaren Kaufoptionen:
 - E-Book: Verlagscampuspreise (Pick & Choose)
 - E-Book: ProQuest Ebook Central™
 - Print: Gebundene und kartonierete Ausgabe (inkl. Sondernachlässe)
- Mindestbedingungen für einen Pick & Choose-Kauf
- Hinweis auf Paketzugehörigkeit
- Angabe der URL zum E-Book
- Bereitstellung von MARC-Daten für Einzeltitel oder Titellisten
- Kennzeichnung der Knowledge Unlatched Open Access-Titel

Erscheinungstermin Herbst 2020:
E-Book User Guide (9. Auflage)

mittelbar das Publizieren in den Open Access hinein. Und da sind nun andere Finanzwege mitbeteiligt und müssen neu balanciert werden. Müssen in diesem Zusammenhang nicht auch die Koordinierungsmechanismen zwischen Bibliotheken, Hochschulen und insgesamt im System neu gedacht werden?

Prof. Dr. Peter-André Alt **!** Ja natürlich, die Adressierung der Mittel ist eine ganz andere. Wir werden nicht mehr die Anschaffung von Zeitschriften zum primären Ziel haben, es geht darum, dass all diejenigen, die viel publizieren, auch mehr zahlen müssen, also mehr Artikelgeld entrichten müssen. Obwohl ich entschieden für einen Einstieg in eine gut abgesicherte Open Access-Kultur eintrete, ist das sicherlich ein problematischer Aspekt. Gerade forschungsstarke Hochschulen tragen höhere Kosten für die Publikationen. Ich bin zuversichtlich, dass wir diese Transformation mit Hilfe der DFG gut bewältigen. Aber für die Hochschulen bedeutet sie eine enorme Aufgabe. Generell ist hier das Problem zu nennen, das zu viel publiziert wird. Das zu ändern ist unglaublich schwer, weil wir in einem globalen Konkurrenzsystem agieren und viele Wettbewerber primär auf Masse, nicht auf Qualität setzen. Eigentlich wäre es gut, wenn man über den Open Access-Weg auch eine bessere Qualitätskontrolle erzeugen könnte.

Es geht dabei natürlich auch um die Frage, wie sich die „Machtverhältnisse“ auf dem Publikationssektor verändern. Das war am Anfang ein starker Impuls in der Open Access-Bewegung. Jetzt geht es auch um die Frage, wie im Publikationsmarkt die Geldströme verteilt werden, wenn die Akteure und das sind letztendlich die einzelnen Wissenschaftler/-innen oder die einzelnen Disziplinen die Gelder steuern und nicht mehr Bibliotheken, die durch ihr Einkaufverhalten die Verteilung nennenswerter Gelder in der Hand haben. Auch das braucht ja eine neue Ausrichtung. Das Risiko ist sehr hoch, dass man durch verteilte, zersplitterte Strukturen viel Geld verliert. DEAL ist ein gutes Beispiel, das von der Top-Ebene her gedacht ist; muss das aber nicht in den einzelnen Hochschulen nachgezogen werden? Und damit verknüpft die Frage, welche Rolle Bibliotheken da einnehmen können?

Prof. Dr. Peter-André Alt **!** Festzuhalten ist zunächst einmal, dass die ursprüngliche Idee, mit der Soros 2002 angetreten ist, nämlich das Wissen weltweit kostenlos zur Verfügung zu stellen, nicht in allen Punkten aufgegangen ist. Die Bewegung hat im Gegenteil die Marktmacht der großen Verlagsschiffe gestärkt, die Konzentrationsbewegung wurde dadurch eher gefördert. Die Frage ist im Augenblick überhaupt

noch nicht beantwortet, wohin die Reise geht. Werden wir eine weitere Tendenz zum Oligopol oder zur Autonomie der Wissenschaft haben, die vielleicht in der Zukunft die Verlage überflüssig macht? Früher waren die Verhältnisse allerdings auch nicht ideal, und man sollte sie nicht verklären. Gerade Monographien waren in der Herstellung teuer, und viele Doktoranden mussten enorme Summen aufbringen, damit ihre Dissertationen erscheinen konnten. Heute dürfen wir festhalten, dass die Wissenschaft eigentlich in der Lage ist, die gesamten Publikationsstrukturen selbst zu organisieren. Sie hat die Expertise, sie hat das Gutachtersystem, und die Technik ist inzwischen so, dass man mit einer digitalen Plattform die Publikationen selbst organisieren kann. Braucht man also die Verlage überhaupt? Im digitalen Zeitalter fällt ihnen eine neue Rolle zu, die man nicht unterschätzen darf: Sie messen die Wirkung, die Artikel haben, sie zählen Zitationen und dokumentieren den Impact. Das Wissen aber produziert weiterhin die Forschung, und das heißt: Wir müssen unsere Interessen mit Selbstbewusstsein vertreten.

Gerade die großen Verlagshäuser bauen ja sehr stark nicht nur Impact-Messsysteme aus, sondern auch diverse Unterstützungs- und Vernetzungssysteme für die einzelnen Wissenschaftler/-innen bis in die sozialen Medien hinein. Graben sie so nicht, wenn man so will, der Hochschule letztlich auch Anknüpfungsmöglichkeiten an ihre Forscher/-innen ab?

Prof. Dr. Peter-André Alt **!** Ja, natürlich, indem sie zum Beispiel in die Tagungsorganisation einsteigen und die Verwertung der Tagungsbeiträge übernehmen. Und sie sind eben nicht nur reine Serviceagenturen, sondern bündeln auch das Wissen über das Wissen, was, weil es in der Wissenschaft auch immer um Selbstbeobachtung und Evaluation geht, große Bedeutung hat. Ehe man aber kritisch über die Verlagsmacht spricht, sollte man einige Schief lagen im Wissenschaftssystem selbst thematisieren. Erstens nenne ich die Überschätzung des rein Quantitativen gegenüber dem Qualitativen, zweitens das Problem des Rankings im Sinne von rein quantitativer Impact-Messung, die noch nichts aussagt über die eigentliche Wirkung oder Relevanz eines Beitrags. Das sehe ich sehr wohl kritisch. Ich glaube, dass wir da an einem Scheideweg stehen und darüber nachdenken müssen, wie wir das Regime der quantitativen Leistungsmessung durchbrechen können.

Auch da sind natürlich die großen Verlagsstrukturen sehr aktiv, um mit automatisierten Systemen Inhaltsanalysen zu betreiben und letztlich eine wichtige Zu-

arbeit zu liefern, nämlich relevanzbezogen vorzuselektieren. Und dadurch die begrenzte Aufmerksamkeit und Zeitspanne, die Wissenschaftler/-innen zur Verfügung haben, zu fokussieren.

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Ich habe einmal spaßeshalber ein lebenslanges Publikationskontingent für jeden einzelnen Wissenschaftler vorgeschlagen, das sich auf 80 Texte beschränken sollte. Jeder muss sich genau überlegen, wie er damit umgeht. Natürlich ist eine entscheidende Unwägbarkeit im Spiel – man weiß schließlich nicht, wie alt man wird. Aber im Ernst: Ein solches System wollen wir nicht wirklich. Also müssen wir andere Methoden finden, um das stetige Wachstum der Veröffentlichungen einzudämmen.

Und die Diskussion wird kommen, wenn mehr über Publikationsfonds gesprochen wird und die Frage, welche Publikationen finanziert werden. Die erforderlichen Selektionsmechanismen funktionieren sicher nur im Dialog und der wird durch die schon angesprochene Situation konkurrierender Hochschulen erschwert.

Demgegenüber sind Bibliotheken eher eine Gemeinschaft, die etwas neben der institutionellen Konkurrenz zwischen Hochschulen (und anderen Einrichtungen der Wissenschaft) stehen, weil viele der

Leistungen, die Bibliotheken anbieten, Ergebnisse von Kooperationen sind, zum Teil hundert Jahre alten Kooperationen. Bibliotheken in ihrer lokalen Präsenz werden mit ihren Leistungen sicher unwichtiger, während die Summe der koordinierten und kooperativen Leistungen ins System hinein relevanter wird. Wollen Sie das kommentieren?

» Prof. Dr. Peter-André Alt ◀ Ja, das ist so schön dargestellt, dass ich das jetzt unterschreiben kann. Die Konkurrenz ist tatsächlich etwas, was über die institutionelle Reputation und häufig aus einer externen Wettbewerbsstruktur entstanden ist, bei der man eben davon ausgeht, dass es die Öffentlichkeit interessiere, welche der deutschen Universitäten die beste ist. Ich glaube aber letztthin, dass die Welt der Wissenschaftler davon weitgehend unberührt geblieben ist. Ich habe jedenfalls nie den Eindruck gehabt, dass Wissenschaftler wirklich in einem Sinne, wie es zwischen den Institutionen der Fall ist, konkurrieren. Natürlich gibt es Eitelkeiten, auch persönliche Wettbewerbssituationen und auch Empfindlichkeiten, die manchmal vielleicht kooperationshinderlich sind, aber das ist gar nicht so sehr der Punkt. Es ist eine interessante Tendenz festzustellen: Auf der einen Seite haben wir diesen sehr zugespitzten institutionellen Wettbewerb, der international noch weiter angeheizt



papersave

Originalen eine Zukunft schenken!

PAPIERENTSÄUERUNG

- Nachhaltige Papierentsäuerung
- Homogene und tiefenwirksame Behandlung
- Beibehaltung der Signaturreihenfolge
- ISO zertifiziertes Qualitäts- und Umweltmanagement
- Individuelle Beratung

www.papersave.de

wird, auf der anderen Seite aber erleben wir eine Kooperationskultur, die eine große Form von Teamspirit an den Universitäten hervorgebracht hat, den es vorher nie gab. Früher waren die Lehrstühle Kernenaten, fensterlos, um sich selbst kreisend, die kleinen Fächer waren geprägt von der Konkurrenz zwischen den beiden einzigen Ordinarien, was zu einem Verbot des Besuchs des Oberseminars des anderen führte usw. Das ist vorbei, das gibt es nicht mehr. Insofern sind wir in dieser eigenartigen Spannung zwischen dem aufgeheizten Wettbewerb auf der einen Seite und dieser starken Kooperationskultur auf der anderen Seite, die durch die Projektförderung der Forschung gefördert wird und die wir weiter unterstützen müssen.

Man denkt immer, Geisteswissenschaften seien weniger empfänglich für die angesprochene Konkurrenz. Ich glaube, das ist nicht richtig. Die Geisteswissenschaften stecken hinsichtlich ihrer dialogischen Qualität der Zusammenarbeit in Projekten noch in einer Entwicklungsphase, besonders, weil sie die digitalen Elemente bisher noch nicht forciert aufnehmen. Sehen Sie das ebenso?

Prof. Dr. Peter-André Alt *☞* Es gibt ja auch in den Geisteswissenschaften diese Tendenz zur projektfördernden Zusammenarbeit, nicht überall, aber vielfach schon. Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied zu anderen Fachkulturen: Man diskutiert miteinander und versucht, in der Gemeinsamkeit des Diskurses durch Beiträge von allen Seiten ein Ergebnis zu erzielen. Anders die Natur- und Technikwissenschaften. Sie diskutieren nicht über ein gemeinsames Thema, sondern arbeiten an ihren Teilthemen und helfen sich dann bei Fragen, die sie nicht beantworten können, disziplinenübergreifend aus. Davon würde auch die geisteswissenschaftliche Diskussionskultur profitieren, wobei die digitale Kommunikation mit ihrer Tendenz zum Pragmatischen durchaus helfen könnte.



Reinhard Altenhöner

Ich mache jetzt einen kleinen Sprung. Wie würden Sie die Nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI), Forschungsdatenmanagement (FDM) und natürlich die Frage nach der Rolle der Bibliotheken in dem Kontext als Garanten für die dauerhafte Verfügbarkeit von Forschungsergebnissen einschätzen – gerade in der jetzt laufenden zweiten Runde der Ausschreibung der NFDI?

Prof. Dr. Peter-André Alt *☞* Ich bin heilfroh, dass wir das aufgebaut haben, bevor die Pandemie kam. Ich halte das NFDI-Konzept für einen sehr wichtigen Schritt, der ganz entscheidend zu einer stärker vernetzten und synchronisierten Aktivität in allen Fachgebieten beitragen wird.

... der ja eingebettet ist in andere Förderstrukturen. Aus Sicht der Bibliotheken ist das FID-Programm ein Beispiel. Die FID bieten vielfach grundlegende Services, in denen es – neben vielen anderen unterstützenden Diensten – um die Verfügbarkeit/Bereitstellung von Publikationen, aber auch das Publizieren selbst geht. Einzelne FID sind bereits Partner in NFDI-Konsortien, sodass sich zunehmend eine förderprogrammatische Verschränkung anbietet. Ist im Kontext einer gerichteten Forschungsdatenorientierung wie es die NFDI-Initiative darstellt noch mehr denkbar, als das, was bisher projektgestützt angeschoben wurde?

Prof. Dr. Peter-André Alt *☞* Das FID-Programm der DFG, das ja das alte SSG-System aufgenommen hat und in grundlegend reformierter Form weiterführt, spielt in vielen Disziplinen eine große Rolle und ist ein bedeutsamer Baustein der Informationsversorgung und -bewahrung, auch in Hinblick auf die entstehende Nationale Forschungsdateninfrastruktur. Wichtig ist natürlich auch das Großrechnerprogramm der DFG gewesen im Hinblick auf die regionalen Schwerpunkte. Ich glaube, so etwas muss man auch in Zukunft machen. Außerdem sollte man z.B. für Repositorien in den verschiedenen Fachkulturen Möglichkeiten schaffen, die den text-, bild- oder bewegtbildgestützten Anforderungen entsprechen. Insofern brauchen wir neben dem Programm der NFDI-Strukturen weitere Einzelfördermaßnahmen, die vernetzt und auf die regionalen Kontexte abgestimmt werden sollten.

Also Integration vorhandener und unterstützende Programme, die auch helfen, die Konsortien mit ihren Communities, die nicht in die Förderung kommen, in die neu entstehende Landschaft einzubinden.

Wie schätzen Sie Rolle und Bedeutung der Bibliotheken in fünf bis zehn Jahren ein? Welche Erwartungen haben Sie an das System der Bibliotheken?

Prof. Dr. Peter-André Alt *☞* Die Erwartung ist, dass die Bibliotheken den Transformationsprozess, in dem sie sich befinden, zugleich mitgestalten, erfolgreich weiterführen und sich dabei noch stärker als bisher zu Organisationszentren des digitalen Publikationswesens wandeln werden. Ich wünsche mir daneben, dass auch der traditionelle Betrieb weiterhin eine Rolle spielt, was den Wunsch einschließt, dass das Buch nicht aus unserem Leben und aus der Forschung verschwindet. Es wäre auch für die Kulturgeschichte der Bibliothek als Ganzes wichtig, dass sie nicht nur eine Einrichtung zur technischen Organisation des Betriebs ist.

Vielen Dank für das Gespräch.